

Andrea Süßenbacher, geboren 1988 in Klagenfurt am Wörthersee, lebte und arbeitete eine Zeit lang im Friaul, ehe sie zum Germanistikstudium nach Österreich zurückkehrte. Aktuell ist sie im Verwaltungsbereich der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt tätig.

ANDREA SÜSSENBACHER

Tod und Amore

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Anna Gasparin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: mauritius images/Klaus Neuner

Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Marit Obsen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2017

ISBN 978-3-7408-0081-9

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die Literatur-
und Textagentur Wortunion, BlueCat Publishing GbR, Berlin.

Prolog

Klänglich wimmert das dunkle Holz der alten Tür. Doch selbst die volle Wucht, mit der die knapp fünfzig Kilogramm auf das Türblatt treffen, kann nichts ausrichten. Keinen Millimeter will es sich in der Verankerung bewegen. Kaum sichtbar sind die Kerben, die die Fingernägel einer zarten Hand verzweifelt in das Holz gegraben haben. Der dunkelrote Nagellack ist abgesplittert und nicht mehr befähigt, das eingetrocknete Blut unter den Nägeln noch länger zu verbergen. Ziellos die Suche der Hand, hektisch die Bewegungen, das Zittern einem Beben nah.

Sie lässt von dem unüberwindbaren Hindernis ab, tastet sich weiter. Dann endlich. Ein Luftzug durch das Holz, ein Brett, das sich bewegt. Mit ganzer Kraft schafft sie es durch den schmalen Spalt.

Die kalte Nachtluft baut sich wie eine Wand vor ihr auf und schlägt ihr hart ins Gesicht. Keuchend hechtet sie ins Freie, unkoordiniert und wackelig einen Schritt vor den nächsten setzend. Die Angst, die Kälte, der Schmerz lassen ihren ganzen Körper erbeben. Ihr Herz pocht so heftig, als wolle es mit dem nächsten Schlag ihren Brustkorb sprengen. Sie will schreien, doch nicht der kleinste Laut kommt über ihre Lippen. Tränen laufen über ihr Gesicht an ihrem Hals hinab, wo sie sich zu einem zarten hellroten Rinnsal vereinigen. Ihr verschleierter Blick wandert durch die Dunkelheit. Die Verfolger sind ihr dicht auf den Fersen. Ist denn niemand hier? Kann denn niemand helfen? Tief ist der Abdruck, den ihre Sandale in der aufgeweichten Erde hinterlässt, als sie über den weiten Rasen hechtet.

Sie darf dem Drang nicht nachgeben. Sie darf auf keinen Fall stehen bleiben. Mit jeder verlorenen Sekunde würden sie ein Stück näher kommen. Sie hetzt über Sträucher und Blumenbeete hinweg. Ihr von Tränen und Schweiß nasses Gesicht glänzt aschfahl im schwachen Licht des Mondes. Sie hat keine Ahnung, wo sie ist, keine Ahnung, in welche Richtung sie läuft. Sie will

einfach nur weg. Dumpfe Schritte auf dem nassen Boden. Unaufhaltsam näher rückend. Fieberhaft versucht sie, das Verlangen zu unterdrücken, sich umzudrehen. Blut läuft ihr in die Augen. Sie strauchelt. Alle Bemühungen, den Sturz abzufangen, scheitern, und sie geht zu Boden. Ihr Knie stößt hart gegen einen der betonierten Begrenzungssteine, und ein unerträglicher Schmerz explodiert in ihrem Körper. Sofort schießen neue Tränen in ihre Augen. Sie beißt die Zähne zusammen. Ihre Kehle ist wie zugeschnürt, krampfhaft ringt sie nach Luft. Mit all ihrer Kraft drückt sie sich vom Boden weg, steht auf. Die rasiermesserscharfen Dornen der Rosenbüsche, in die sie gefallen ist, schneiden tief in ihre Arme und ihr Gesicht; sie hinterlassen blutige Kratzer, doch sie bemerkt es kaum. Der stechende Schmerz in ihrem Bein lässt sie laut aufstöhnen. Sie muss ihn ignorieren, die Schritte hinter ihr sind schon ganz nah. Sie klingen drohend. Entschlossen. Verbissen läuft sie weiter.

Das verletzte Bein will sie qualvoll in die Knie zwingen, doch sie gibt nicht auf, stolpert vorwärts. Weg von dem, was sich mit tödlicher Gewissheit auf sie zubewegt.

Sie bekommt jetzt kaum noch Luft. Ihr gesamter Körper lodert in einer einzigen großen Flamme aus Pein. Jede Bewegung gleicht einer unbarmherzigen Folter. Sie wird von einem heftigen Schluchzen geschüttelt. So kann es nicht enden. So darf es nicht enden. Wie konnte das alles nur passieren? Sie will doch einfach nur nach Hause.

Sie stolpert auf die asphaltierte Straße. Aus den Augenwinkeln nimmt sie schemenhaft wahr, dass sich ein Licht auf sie zubewegt. Sie wird brutal von den Füßen gerissen und schlägt hart am Boden auf. Ein Sog aus Dunkelheit greift mit seinen unsichtbaren Klauen nach ihr und zieht sie mit sich, hinab in die Finsternis.

EINS

Rumms! Der lose Fensterladen knallte gegen die Scheibe, dass das Glas leise vibrierte. Alexandra ließ ein wütendes Grunzen in das Kopfkissen entweichen, in das sie Gesicht und Ohren presste. Die weichen Daunenfedern vermochten den Lärm nicht ansatzweise abzdämpfen, die einzige Konsequenz war ein schweres, beinahe krampfähnliches Gefühl, das sich in ihren Armen auszubreiten begann, als sie den Druck auf ihre Ohren noch erhöhte. Rumms! Abermals traf ein Windstoß den alten hölzernen Balken und ließ ihn zurück an die Hausmauer krachen. Grummelnd riss Alexandra sich das Kissen vom Kopf und kniff die Augen zusammen. Halbdunkle Schemen ließen erahnen, dass die Dämmerung gerade angebrochen war. Sie schlug die Decke zur Seite und schlurfte zum Fenster. Ihr Atem schwebte als ein kaum sichtbares Wölkchen in das morgendliche Zwielflicht hinaus, als sie sich nach draußen beugte, um den Balken zu verankern. Der Wind sauste durch die Dachgiebel und begrüßte sie mit einem leisen Heulen. Abgesehen davon herrschte Stille. Selbst der früheste Vogel befand sich noch im Reich der wohlverdienten Erholung, den Kopf sicher unter sein Federkleid gebettet.

Sie fröstelte. Langsam, aber sicher wurde ihr die Kälte zuwider. Wo war die Wärme, die von den hiesigen Meteorologen tagtäglich prophezeit wurde? Wo der traumhafte Frühsommer, für den die Gegend so bekannt war? Viel fester, als es nötig gewesen wäre, knallte sie das Fenster zu. Sie bückte sich nach dem geöffneten Koffer, der vor dem leeren Kleiderschrank lag, und zog den erstbesten Pullover, dessen Ärmel an einer Seite herausgingen, hervor. Es war Tage her, dass sie das Häuschen bezogen hatte, dennoch hatte sie es noch nicht einmal geschafft, richtig auszupacken. Missmutig verzog sie die Lippen, streifte sich das dicke Wollteil über und stakste die Treppe hinab.

Ihr Blick fiel auf die offene Feuerstelle im Wohn-Esszimmer. Das Feuer des vergangenen Abends war bis auf das letzte Scheit

abgebrannt, die Asche war kalt. In der klammen Luft lag das Aroma von Salami und Ruß. Sie zog den Kragen höher. Der Kamin machte einen großen Teil des Charmes der Casetta aus, kein Vergleich zu dem kahlen Zwei-Zimmer-Apartment am anderen Ende des Örtchens, in dem sie gleich nach ihrer Ankunft Quartier bezogen hatte. Die Steinmauer harmonierte perfekt mit dem schmiedeeisernen Kamingitter, davor der kunstvoll geschnitzte Schaukelstuhl, geschmückt mit einer flauschigen Decke aus Lammfell. Auf dem Papier klang das kuschelig und warm, richtig romantisch. Doch warm wurde es hier wohl nie. Sie schaufelte einen gehäuften Löffel Kaffee in die Caffettiera und platzierte sie auf dem Gasherd. Wahrscheinlich könnte sie eine ausgewachsene Buche auf einmal ins Feuer werfen und würde trotzdem drei Meter entfernt jämmerlich erfrieren. Die unbarmherzige Umarmung der Bora, die das Dorf seit Wochen umging, machte das Leben hier beinahe unerträglich.

Der hölzerne Sessel knarzte leise, als sie sich auf die Sitzfläche sinken ließ. Der Esstisch schien sich unter seiner Last durchzubiegen. Er war zum Bersten voll mit Büchern, Zeitungsartikeln, Fotos und unliniertem Papier, das bis an den Rand vollgekritzelt war. Irgendwo in den Untiefen dieses Berges verriet das unüberhörbare Sauggeräusch eines Lüfters die Anwesenheit eines Laptops. Laut surrend bettelte er darum, befreit oder einfach nur heruntergefahren zu werden. Sie ignorierte das Flehen. Zielsicher griff sie ins Chaos und förderte eine angebrochene Packung Zigaretten zutage. Ihre zahllosen Versuche, den blauen Dunst ein für alle Mal aus ihrem Leben zu verbannen, waren allesamt gescheitert. Sie würde aufhören. Bald. Sobald sich ihr Leben einigermaßen beruhigt hatte und sie die Kraft dafür aufbringen konnte.

Die Caffettiera begann ungeduldig zu blubbern und zu dampfen. Einen Seufzer von sich gebend erhob sie sich und warf die Zigaretenschachtel zurück auf den Tisch. Sie löschte die Flamme und griff nach der Kaffeekanne. Da sauste ein pfeifendes Geräusch durch ihr Trommelfell, und der Geruch von verbranntem Plastik stieg in ihre Nase. Sie stieß einen spitzen Schrei aus und hechtete zum Spülbecken, doch die brühend heiße braune Flüssigkeit ergoss

sich bereits über Boden, Wände und Mobiliar. Verdutzt hob sie die rechte Hand, die immer noch den Plastikhenkel der Caffettiera umklammert hielt. Die Kanne selbst hatte sich verabschiedet.

Sie hatte es gewusst. Sie hatte gewusst, dass es einer dieser Tage werden würde, an denen es besser gewesen wäre, das Bett erst gar nicht zu verlassen.

Ihr Blick wechselte unentschlossen zwischen dem Berg voller Arbeit, der ungeduldig auf sie wartete, und der Überflutung auf dem Boden hin und her. Sie pfefferte den Rest des Plastikhenkels mitten in das Chaos, riss den Schlüsselbund vom dafür vorgesehenen Haken neben der Eingangstür und stapfte grimmig nach draußen.

Der Motor des kleinen Fiat heulte auf Antrieb auf. Lauter als normal, doch er lief, und das war weit mehr, als sie erwartet hatte. Sie schob sich einen der extrascharfen Kaugummis in den Mund, die sie im Handschuhfach aufbewahrte, und bändigte ihr ungekämmtes Haar in einem Pferdeschwanz. Ein Blick in den Rückspiegel lenkte ihr Augenmerk auf die dunklen Schatten unter ihren Augen. Mittlerweile ließen sie sich nicht einmal mehr mit Make-up verdecken, und sie versuchte es auch gar nicht. Mit jedem Tag, der verstrich, verwendete sie ein bisschen weniger Zeit darauf, vor dem Spiegel zu stehen. Die roten Lippen waren ebenso Vergangenheit wie die lackierten Nägel und die hochhackigen Schuhe. Wofür auch? Es war den Aufwand nicht wert. Kritisch zupfte sie an den vermeintlichen Krähenfüßen. Ihre sonst so jugendliche Haut war nun eine Mischung aus aschfahlem Teint und tiefen Augenringen. Die Sache mit dem Schlaf würde sie früher oder später in den Wahnsinn treiben. Wohl eher früher. In ihrem momentanen Zustand war die kaputte Kaffeemaschine gleichbedeutend mit einer Katastrophe.

Sie folgte der schmalen Allee, die sich durch das idyllische Örtchen wand. Sie passierte prächtige Weinberge und von unzähligen Sträuchern und Bäumen gesäumte Gassen, ehe sie auf die Hauptstraße abbog. Hier stach jedem, der auch nur über minimale Sehkraft verfügte, schon von Weitem ein überdimen-

sionaler Betonklotz ins Auge, der als hässlicher Einschnitt in der schönen Landschaft aus dem Boden ragte. Im »Ipermarkt«, wie die Italiener den gigantischen Supermarkt nannten, konnte man nach Herzenslust und ohne Einschränkungen seinem Konsumdrang frönen. Es gab dort alles zu kaufen. Wirklich alles. Man konnte den Komplex in der Früh betreten und bei Geschäftsschluss wieder verlassen, ohne ein einziges Regal zweimal gesehen zu haben. Und selbst wenn alle zehntausend Seelen, die die Gegend im Umkreis ihr Zuhause nannten, auf einmal das Einkaufszentrum stürmten, sähe die Verkaufsfläche wahrscheinlich immer noch beinahe verwaist aus.

Alexandra stellte den Wagen auf dem weitläufigen Parkplatz ab und betrat das Gebäude. Hastig schnappte sie sich den erstbesten Verkäufer, dessen knallrotes Gilet in ihrem Blickfeld auftauchte, und ließ sich zu dem Gang mit den Küchengeräten führen. In weiser Voraussicht wählte sie eine Variante aus Keramik und war Minuten später schon wieder auf dem Weg nach draußen.

Den nervtötenden Geräuschen, die der Wagen während der Rückfahrt von sich gab, schenkte sie Aufmerksamkeit in Form eines sofortigen Aufdrehens des Autoradios. Die Lautstärke am Anschlag, folgte sie der Landstraße. Mit einem Mal drängte sich ein blaues Blitzen in ihr Sichtfeld. Sie kniff die Augen zusammen und sah in den Rückspiegel. In rasantem Tempo näherte sich ein blaues Warnlicht, und noch ehe sie das Auto an den Straßenrand lenken konnte, heulte eine Sirene auf, und das erste Polizeiauto rauschte an ihr vorbei. Wie gebannt sah sie in den Rückspiegel. Dem ersten Dienstwagen folgte eine ganze Autokolonne. Sie traute ihren Augen kaum. War der Präsident der Vereinigten Staaten in der Gegend? Schon sauste der zweite Wagen an ihr vorbei.

Jäh durchfuhr ein Ruck den alten Fiat, der so abrupt und heftig kam, dass sie nach vorn in den Gurt gepresst wurde, der sich schmerzhaft in ihre Brust drückte. Sie richtete den Blick zurück auf die Straße vor sich, wo ein wütend aussehender Italiener aus seinem alten Peugeot hüpfte und wild gestikulierend das Heck seines Fahrzeugs begutachtete. Erschrocken machte er einen Satz zur Seite, als vier weitere Polizeiautos mit Blaulicht an ihm vor-

beirasteten, ohne die Geschwindigkeit einen Deut zu verringern, geschweige denn von ihm Notiz zu nehmen.

Alexandra schluckte. Mit zittrigen Fingern löste sie den Gurt aus seiner Halterung und stieg aus dem Wagen, die Knie weich wie Zuckerwatte. Ehe sie überhaupt nur den Mund aufmachen konnte, wurde sie mit einem unverständlichen Wortschwall biblischen Ausmaßes überschüttet. Die Größe des Friulaners – er überragte sie, obwohl sie selbst nicht ausgesprochen klein war, um gut zwei Handbreit – und das zornige Flackern in seinen Augen ließen sie augenblicklich einen Schritt zurückweichen. Er schäumte vor Wut.

»Mi ... dispiace«, stammelte sie hilflos und hob abwehrend die Hände. Mist, verdammter, fluchte sie in Gedanken. Ihre Italienischkenntnisse ließen sich einem durchaus passablen Niveau zuordnen, doch in wichtigen Momenten schien sich das sorgsam aufgebaute Vokabular stets wieder dem Nullpunkt anzunähern. »Io sono ...«

Sie überlegte angestrengt. Ein Wort für »untröstlich«. Sie starrte in den Himmel. »Ich bin traurig«, hätte sie gerade noch zustande gebracht. Colpito, fiel es ihr siedend heiß ein.

»Sono veramente colpita«, entgegnete sie, »sono stata deconcentrata, c'erano tantissime pantere.«

Doch er ignorierte die mühsam hervorgebrachte Entschuldigung, die vielen Polizeiautos hätten sie abgelenkt, und zeterte munter weiter.

Die friulanische Sprache hatte nach Alexandras Auffassung durchaus etwas Faszinierendes an sich, doch meist war es für sie nicht viel mehr als unverständliches Gebrabbel, etwas, das einer Mischung aus Slowenisch und Spanisch glich. Sie beherrschte weder das eine noch das andere.

»Würden Sie bitte Italienisch mit mir sprechen? Ich kann Sie nicht verstehen«, erwiderte sie, doch schon prasselte der nächste Wortschwall auf sie ein. Sie kniff die Augen zusammen und starrte wie gebannt auf die Lippen des Mannes. Es war faszinierend, wie schnell sie sich zu bewegen vermochten. Kleine Speicheltropfen sammelten sich in seinen Mundwinkeln.

Endlich verstummte er und starrte sie erwartungsvoll an. Dieser Geifer an seinem Mund, er wollte sie förmlich in den Wahnsinn treiben. Ein fast unbändiger Drang, sich ein Taschentuch zu schnappen und ihn ihm einfach wegzuwischen, kribbelte in ihren Fingerspitzen. Es war beinahe so wie an jenem Tag vor einem Jahr, als sie von diesen schauerhaften Zahnschmerzen geplagt worden war. Man hatte ihr einen Weisheitszahn gezogen. Ihr Vater hatte sie von der Zahnarztpraxis abgeholt, und auf dem Weg nach Hause war ihr dank der Betäubung unentwegt Speichel aus den Mundwinkeln geflossen, ohne dass sie es bemerkte. Er hatte gelacht, sich im nächsten Moment mit schlechtem Gewissen entschuldigt, nur um sogleich wieder ein breites Grinsen aufzusetzen.

Ihr Vater würde ihr die Hölle heißmachen, wenn er von dem Unfall erfuhr. »Gut, dass du immer noch diese alte Klapperkiste fährst«, behauptete er gern. »Jedes neue Auto wäre arm dran bei dir.« Es hatte gute Seiten, dass er ihr Versicherungsmakler war, doch diese gehörte eindeutig nicht dazu. Sie musste schmunzeln. Ihr Fahrstil war noch nie sein Fall gewesen, was wohl auch der Grund dafür war, dass er jeder Gelegenheit, bei seiner Tochter mitzufahren, gekonnt aus dem Weg ging.

»Eh! Eh!«, machte der Italiener und klatschte die Hände vor ihrem Gesicht zusammen. »Che cosa sta succedendo? Sei pazza?«

Ob sie verrückt sei, fragte er. Sie schüttelte den Kopf. Weniger um seine Frage zu beantworten, als um ihre Gedanken loszuwerden. Sie warf einen fachmännisch wirkenden Blick auf die Stelle, an der die Wagen zusammengekracht waren, und nickte heftig. Sie hatte nicht den Hauch einer Ahnung, wie schlimm der Schaden war. Das Heck des Peugeot war sehr in Mitleidenschaft gezogen worden, es war zerbeult, und an einer Seite war das Rücklicht zerbrochen.

»Mi vuole chiamare la polizia?«, fragte sie und wandte sich in seine Richtung. Das machte man doch in so einem Fall, man rief die Polizei.

»Polizia! Polizia? Ma che cosa vuoi con la polizia!«, sang er wild gestikulierend. Mit einem Klopfen auf eine imaginäre Uhr an seinem Handgelenk fügte er hinzu: »Sono in fretta, Signora! Niente

polizia! Niente assicurazione! Mi paghi subito! Qua! Adesso! Vuoi mettermi nei guai?«

Die letzten Worte klangen drohend. Nein, sie wollte definitiv keine Probleme mit ihm.

»Wie viel?«, erkundigte sie sich zaghaft und machte eine Geste mit Daumen und Zeigefinger, von der sie sich sicher war, dass sie auch über die deutschsprachigen Grenzen hinaus Gültigkeit hatte.

Laut schnaubend wandte er sich von ihr ab und trat auf sein Auto zu. Als wären ein paar zusätzliche Kratzer im Lack des alten Peugeot das Schlimmste auf der Welt, jammerte er vor sich hin. Dann drehte er sich wieder Alexandra zu und deutete anklagend auf das zerbrochene Rücklicht. Sie hob sogleich beschwichtigend die Hände und langte umständlich über den Fahrersitz hinweg auf die Beifahrerseite ihres Wagens. Das abgenutzte Scheckbuch lag ganz unten in ihrer vollgestopften Tasche. Ein Glück, dass sie das chaotische Überlebens-Kit, das sie Handtasche nannte, nur alle paar Monate von unnötigem Kram befreite. Noch umständlicher wühlte sie nach einem Kugelschreiber und trug schließlich mit zitternden Händen eine Zahl ein.

Er kniff grimmig die Augen zusammen und schien einen Moment zu überlegen. Dann schnappte er sich mit einer schnellen Handbewegung den dargebotenen Scheck. Ehe sie noch etwas sagen konnte, drehte er sich um und sprang in seinen Wagen. Er knallte die Tür zu, dass sie beinahe aus den Angeln fiel, und brauste davon.

Seufzend sah Alexandra sich auf der nun menschenleeren Straße um. Sie fluchte, als sie ihren eigenen Schaden begutachtete. Der kleine Fiat sah bemitleidenswert aus. Die verbeulte Stoßstange klebte nur noch an einer Stelle an der Karosserie, der Rest hing lose herunter. Sie rüttelte daran, bekam aber nur ein beleidigtes Knirschen zur Antwort. Das scharfkantige Metall schnitt ihr in die Handfläche, die sofort zu bluten begann.

»Scheiße«, murmelte sie. Womit hatte sie das verdient? Womit hatte sie das Universum diesmal verärgert? Tränen der Wut stiegen in ihr hoch. Mit voller Wucht trat sie gegen die Metallkonstruk-

tion, bis diese unter lautem Gepolter zu Boden krachte. Sie packte sie und beförderte sie mit Schwung in den Straßengraben.

Der Wagen grummelte energisch, als sie den Schlüssel im Zündschloss drehte, doch er sprang an. Sie trat fest auf das Gaspedal. In einem Land, in dem Sperrlinien als Vorschlag betrachtet wurden und Blinker inexistent waren, konnte man wahrscheinlich sogar ohne Fahrertür unterwegs sein, ohne die Aufmerksamkeit eines Polizisten zu erregen.

Unter der Beobachtung zweier tuschelnder Passanten parkte sie das Häufchen Metall, das ihr Fortbewegungsmittel von nun an war, am Straßenrand vor ihrem derzeitigen Zuhause und stapfte über den mit Kieselsteinen ausgestreuten Hof. Energisch warf sie die neue Kaffeemaschine samt Verpackung auf den Küchentresen und hielt ihre Hand unter fließendes kaltes Wasser, bis die Blutung fast gestoppt war. War das womöglich ein Zeichen? Etwas, das sie daran erinnern sollte, wieso sie eigentlich hier war?

Sie setzte sich an den Esstisch, steckte sich eine Zigarette an und griff nach dem erstbesten Blatt Papier. Es war alles weit im Voraus geplant gewesen. Die aufwendige und langwierige Recherche hatte sie in ihrer Heimat hinter sich gebracht und sich an den Ort zurückgezogen, von dem sie schon lange geträumt hatte, um ihren nächsten Roman zu schreiben. Doch bis jetzt hatte sie sich partout nicht dazu aufraffen können, auch nur ein einziges Kapitel zu verfassen. Sie überflog die Notiz, warf sie achtlos zurück auf den Haufen und schnappte sich die nächste. Buchstaben, Worte, die sich in ihrem Kopf nicht zu ganzen Sätzen zusammenfügen ließen. Bilder, die vor ihren Augen verschwammen. Erschöpft rieb sie sich die müden Lider. Sie stand auf, riss die Kaffeemaschine aus der Verpackung, setzte eine randvolle Kanne auf und zog den Laptop unter den Bergen ihrer Arbeit hervor. Die Luft füllte sich langsam mit dem sanften Aroma frischen Kaffees, während sie begann, Ordnung in das Chaos zu bringen.

Die Sonne hatte den Zenit schon wieder überschritten. Mit jedem Zentimeter, den ihre Strahlen schräger auf die Erde fielen, drängten sie sich weiter durch die Holzgerahmten Gläser in das Innere der Casetta. Geblendet lehnte Alexandra sich zurück und legte ihre Brille ab. Sie schloss für ein paar Sekunden die Augen und öffnete sie wieder. »Seite 24 von 24«, lautete die Angabe am unteren Rand des Textverarbeitungsprogramms. Sie verzog das Gesicht und warf einen Blick nach draußen. In Relation zu den Stunden, die sie sich nicht von ihrem Arbeitsplatz wegbewegt hatte, fiel das Ergebnis dürftig aus. Immer wieder musste sie sich zwingen, fokussiert zu bleiben. Zeitweise fühlte sie sich wie ein Schulkind, das von seinen Eltern in sein Zimmer verbannt worden war, um zu lernen, und das sich von jedem herumfliegenden Fussel ablenken ließ, weil ausnahmslos alles interessanter war als Mitose oder die Geschichte der Steinzeit.

Ihre Glieder schmerzten. Sie streckte die Arme aus und gähnte herzhaft. Dabei spürte sie, wie ihre Hand etwas Kaltes, Hartes streifte. Das Wasserglas gab ein leises »Klack« von sich, als es beinahe in Zeitlupe auf den Laptop kippte.

»Nein!« Hastig riss sie das Notebook vom Tisch. Das Wasser lief über die einzelnen Buchstaben der Tastatur. »Neinnein!«

Hektisch hämmerte sie auf das Touchpad ein, schaffte es irgendwie, das Speichern-Feld zu erwischen, und riss den Akku aus dem Gerät. Ein kurzes Stoßgebet vor sich hin murmelnd platzierte sie den Computer kopfüber auf einem Handtuch auf dem Fensterbrett. Ein unangenehmer Kloß bahnte sich in ihrem Hals einen Weg nach oben. Tränen stiegen ihr in die Augen. Sie versuchte, das beengende Gefühl hinunterzuschlucken, doch es wollte nicht klappen. Ohne dass sie sich dagegen wehren konnte, liefen die Tränen ihre Wangen hinab und mit salzigem Geschmack in ihre Mundwinkel.

Was war das nun wieder für ein Zeichen? Sollte es ihr zeigen, dass ihr Leben unglücklich verlaufen würde, ganz egal, in welchem Winkel der Erde sie sich befand? Wie sehr hatte sie gehofft, es würde endlich alles besser werden. In Wahrheit war es aber nur schlimmer geworden. Der Abstand zu ihrem Zuhause hatte

nichts geändert, abgesehen davon, dass sich zu ihrer Frustration nun auch noch das schmerzliche Gefühl der Einsamkeit gesellt hatte. Sie ließ sich an der Wand entlang nach unten gleiten und blieb auf dem Boden hocken, die Knie ans Kinn gezogen und mit den Armen fest umschlungen.

Sie wusste nicht, wie lange sie so dagesessen hatte, während ihr bittere Tränen über das Gesicht liefen. Irgendwann schneifte sie laut und trocknete sich an ihrem Pullover ab. Umständlich fummelte sie ihr Handy aus der Hosentasche. Nach dreimaligem Tippen auf das Display erklang das Freizeichen.

»Hallihallo!«, grüßte eine fröhliche Stimme am anderen Ende der Leitung. »Schön, dass du dich auch mal meldest. Ich dachte schon, du wärest verschollen.«

»Hallo«, hauchte sie beinahe tonlos.

»Hallo«, hauchte Hannes in demselben Ich-liege-gerade-im-Sterben-Tonfall zurück. Sie konnte sein Grinsen beinahe hören. Igitt, hörte sie sich etwa wirklich so weinerlich an?

»Das ist nicht komisch«, entgegnete sie mit erstickter Stimme.

»Was ist los? Ist etwas passiert? Geht es dir gut?«

»Nein. Ja. Es ist ...« Sie schloss für einen Moment die Augen und atmete tief durch. Es fühlte sich so gut an, einfach nur seine Stimme zu hören. »Es reiht sich einfach ein beschissener Tag an den nächsten. Alles, was ich anfasse, geht schief. Mein Auto ist hinüber, ich bin mit meiner Arbeit nicht ein Stück weitergekommen, ich blute, mein Laptop ist nass geworden, ich kann nicht schlafen ... und ...«, sie schluchzte, »überall ist Kaffee.«

Stille am anderen Ende der Leitung.

»Und es tut mir so leid, dass ich mich nicht eher gemeldet habe«, jammerte sie weiter, »ich wollte dich so oft anrufen. Aber ich dachte ... ich dachte, je weniger Ablenkung ich habe, desto besser. Verstehst du?«

Stille.

Hannes räusperte sich. »Kaffee also, hm?«, wiederholte er dann und hatte hörbar Mühe, sich das Lachen zu verkneifen.

Sie nickte. Sofort kam sie sich dumm vor.

»Hast du gerade genickt?«, fragte er prompt. »Hör zu, das ist

doch alles halb so wild. Das Auto kann man reparieren, und ich bin mir sicher, auch der Laptop wird es überleben. Und wenn du sagst, du blutest ... meinst du, du hast deine ...«

»Nein, was glaubst du denn! Ich habe mich an der dämlichen Stoßstange geschnitten, weil ich sie nicht abbekommen habe, und dieser durchgedrehte Italiener wollte einfach nicht langsamer sprechen, ich ...«

Sie hielt inne, als sie merkte, wie lächerlich sie sich anhörte. Ihr wurde auf einmal bewusst, wie sehr sie Hannes vermisste.

»Willst du mich besuchen kommen?«, fragte sie zaghaft.

»Nichts lieber als das, du Heulsuse«, sagte er lachend. »Und jetzt hör auf, dich selbst zu bemitleiden. Du bist doch sonst nicht so.«

»Danke vielmals. Ich vergesse immer, wie sensibel du doch bist.«

»Jetzt hör aber auf. Also, ich bin morgen noch ziemlich eingespannt, aber danach komme ich, so schnell ich kann, versprochen. Brauchst du irgendwas?«

»Schwarzbrot«, flüsterte sie.

»Schwarzbrot? Im Ernst?«

»Ja, bitte. Wenn ich noch ein Panino essen muss, kommt mir das Weißmehl zu den Ohren raus.«

»Gut. Schwarzbrot also«, bestätigte er. »Und lass dir in der Zwischenzeit einen Rat von einem weisen Mann geben: Bring dich auf andere Gedanken. So wie ich dich kenne, hast du dich mal wieder zu Hause verbarrikadiert. Das hilft doch nicht. Geh an die frische Luft, mach einen Waldspaziergang oder einen Stadtbummel. Irgendwas.«

Sie nickte wieder. Es war egal. Er wusste ohnehin immer, wann sie es tat.

Nachdem sie aufgelegt hatte, hockte sie noch lange da und starrte auf die großen quadratischen Bodenfliesen. Widerwillig gestand sie sich ein, dass Hannes recht hatte. Gut fünfzehn Jahre oder vielleicht sogar noch etwas länger war es her, dass sie sich im Fahrerschulungskurs kennengelernt hatten. Er, der, ehe er mit seinen Füßen überhaupt das Gaspedal erreichen konnte, mit seinem

großen Bruder schon heimlich das Autofahren geübt hatte, und sie, die im Cockpit eines Wagens so überfordert war, dass sie den Blinker mit dem Scheibenwischer verwechselte. Unnötig zu erwähnen, dass ihr erstes Zusammentreffen unter keinem guten Stern gestanden hatte. Die blonden Locken wirr vom Kopf abstehend, ein breites Grinsen aufgesetzt, hatte er ihre kläglichen Einparkversuche kommentiert. Sie konnte ihn damals nicht ausstehen, und am liebsten hätte sie ihn überfahren. Nur wusste sie eben nicht, wie.

Gott sei Dank nicht, dachte sie und musste lächeln. Sie würde die sonderbare Freundschaft, die sich nach ein paar Wochen zwischen ihnen entwickelt hatte, nicht eine Sekunde missen wollen. Hannes hatte in seinem Leben mindestens genauso viele schlechte Entscheidungen getroffen wie sie, und vielleicht war das mit ein Grund dafür, dass sie sich so gut verstanden. Denn egal, was passiert war, ganz egal, worum es ging, sie standen einander zur Seite. Es war egal, wie lange sie sich nicht sahen oder sprachen. Tage, Wochen, manchmal sogar Monate. Auch wenn sie zwischenzeitlich schon auf entgegengesetzten Seiten der Erde gelebt hatten, zwischen ihnen veränderte sich nichts. Es war, als würde die Zeit für sie einfach angehalten, und sie konnten stets dort anknüpfen, wo sie aufgehört hatten.

Entschlossen raffte sie sich auf und marschierte erhobenen Hauptes ins Bad, wo sie sogleich das heiße Wasser in der Dusche aufdrehte.

Sie verließ die Casetta durch die schmale Seitentür neben der Küche, die direkt in den angrenzenden Garten führte. Dieses kleine Stückchen Erde entschädigte Alexandra für jede durchfrorene Nacht, jeden Morgen, an dem das Warmwasser mal wieder fehlte, und jedes laute Knarren der Dachgiebel. Es war der Grund, wieso sie sich schon lange vor ihrem Einzug in das winzige Häuschen verliebt hatte. Sie konnte es noch immer kaum glauben, dass sie es nun ihr Zuhause nennen durfte. Palmen und Kakteen säumten die niedrige Steinmauer, die das Grundstück vom angrenzenden Weinberg trennte, was dem Garten ein ganz besonderes Flair ver-

lieh. Sie hatte hier stets das Gefühl, sich in Süditalien zu befinden; sie konnte sogar beinahe das Meer riechen. Wahrscheinlich roch sie es dank dem langen Arm der Bora sogar wirklich. Die Casetta lag am Rand des malerischen Städtchens Cormòns mitten in den Weinbergen des Collio. Ein Ort, der es wie kein anderer von Anfang an geschafft hatte, sie in seinen Bann zu ziehen, verträumt und friedlich.

Friedlich, das war es. Sie fühlte sich hier wie in einer kleinen Oase des Friedens, denn Stress und Hektik waren in dieser Stadt Fremdworte. Die Gassen waren gesäumt von derzeit in voller rosaroter Blüte stehenden Kirschbäumen; der gepflasterte Hauptplatz, der wie so ziemlich jeder Hauptplatz in Friaul den stolzen Namen La Piazza della Libertà trug, war das Herzstück, zu dem sie führten. Cafés mit einladenden Gastgärten zwischen winzigen Geschäften und einer alten Buchhandlung säumten ihn. Darüber thronte die Statue von Maximilian I., dem Habsburgerkaiser. Sie war eine von vielen Erinnerungen daran, dass Cormòns jahrhundertlang ein Teil Österreichs gewesen war.

Alexandra beschloss, die paar hundert Meter zu Fuß ins Zentrum zu gehen. Nichts lag ihr ferner, als heute noch mal in ihr Auto zu steigen.

Es herrschte reges Treiben rund um die Piazza della Libertà, wo sich bereits viele Einheimische zum traditionellen Aperitivo vor dem Abendessen eingefunden hatten.

»Ah, buona sera, Signora! Guten Abend!«, rief eine bekannte Stimme. Sie drehte den Kopf. Luigi stand in der Eingangstür zu seiner Pizzeria »Alla Pergola« und bedeutete ihr übertrieben gestikulierend, zu ihm zu kommen. Er hatte das lange dunkle Haar mit viel zu viel Gel nach hinten gekämmt. Würde er noch ein weiteres Kilo zunehmen, wäre er buchstäblich breiter als hoch, stellte sie fest. Sie stakste auf die andere Straßenseite, wo sie von ihm überschwänglich begrüßt wurde. Schon hatte er eine seiner Kellnerinnen angewiesen, ein Glas Wein einzuschenken, und es ihr im nächsten Moment bereits in die Hand gedrückt.

»Un bicchiere di vino buonissimo per una ragazza bellissima«, säuselte er und setzte sein strahlendstes Lächeln auf. »Che peccato

che è sempre sola«, fügte er, mehr an sich selbst gewandt, hinzu: Wie schade, dass Sie immer allein sind.

Seine Schmeicheleien waren etwas, womit sie sich schwergewogen, an das sie sich aber schlussendlich doch gewöhnt hatte. So zuckte sie nur grinsend mit den Schultern.

»L'amore non mi ha trovato ancora«, antwortete sie. Die Liebe hat mich noch nicht gefunden.

»Be'«, entgegnete er theatralisch und hob die Hände in Richtung Himmel, um anzudeuten, Gott solle sich anstrengen. Aufmunternd klopfte er ihr auf die Schulter.

Sie prostete Luigi mit dem Weinglas zu, nippte daran und stellte es auf der Theke ab. Die beiden älteren Männer, die neben ihr am Tresen lehnten, unterbrachen ihre lautstarke Diskussion, um Luigi zu bitten, ihnen noch ein Bier zu servieren. Sie nickte höflich, als sich einer der beiden zu ihr umdrehte, und griff wieder nach ihrem Glas. Der Tocai hinterließ einen angenehm herben Nachgeschmack auf ihrer Zunge.

Sekunden später stellte Luigi zwei rotweinglasähnliche Gefäße vor den Männern ab, randvoll mit Bier gefüllt, und beugte sich, so weit es seine Leibesfülle zuließ, über die Theke. Seine Augen funkelten aufgeregt. »Habt ihr es schon gehört?«, begann er auf Italienisch und sah erwartungsvoll von einem Thekengast zum anderen.

Alexandra runzelte fragend die Stirn, und auch die beiden Männer schauten unwissend.

Luigi warf einen Blick nach links und einen nach rechts, als wollte er sich versichern, dass sie niemand beobachtete. Dann senkte er seine Stimme zu einem Flüstern. »Bei uns läuft ein Mörder frei herum«, war alles, was er sagte, ehe er sich in eine übertrieben lange Kunstpause flüchtete und seine Zuhörer verheißungsvoll musterte. Offensichtlich genoss er diesen Moment.

Alexandra war sich nicht sicher, ob sie seine Worte richtig verstanden hatte, und schüttelte nur verständnislos den Kopf.

»Ach, jetzt hör aber auf«, blaffte der jüngere der beiden Männer neben ihr, der auf den Namen Pepe hörte, »das ist doch nur ein albernes Gerücht.«

»Es ist wahr!«, gab Luigi zurück und nickte heftig. »Giuseppe hat mir erzählt ... Ihr kennt doch Giuseppe?« Er blickte erneut in die Runde. Niemand reagierte.

Der Ältere, dessen Namen Alexandra nicht kannte, deutete ein Schulterzucken an und signalisierte ihm, die Augen genervt verdrehend, er solle bitte endlich zum Punkt kommen.

»Also, Giuseppe hat mir erzählt, dass man heute eine Leiche im Natisone gefunden hat. Eine Frau. War ziemlich übel zugerichtet.«

»Das heißt aber noch lange nicht, dass sie jemand um die Ecke gebracht hat«, widersprach Pepe. »Unfälle passieren.«

»Das war sicher kein Unfall«, rief Luigi und senkte seine Stimme sofort wieder zu einem fast schon unheimlichen Flüstern. »Sie wurde gejagt und gefoltert. Und dann brutal ermordet.«

»Ist das wieder eines von deinen Schauernmärchen?« Der ältere Mann lachte sarkastisch auf, ehe er einen großen Schluck von seinem slowenischen Bier nahm. Doch Luigis Miene blieb ernst.

»Blödsinn! Sehe ich aus, als würde ich Witze machen? Die Polizei von halb Norditalien ist hierher unterwegs. Man vermutet wohl einen Serienmörder oder so.« Er deutete durch die offene Eingangstür nach draußen, wo in diesem Moment zwei Polizeiautos im Schrittempo die enge Straße querten.

Alexandra schluckte und musste an die Polizeikolonnen denken, die am Morgen auf der Via Trieste an ihr vorbeigedonnert war. Der Natisone war nicht weit entfernt. Ein Schauer rieselte ihr über den Rücken, als sich in ihrer Vorstellung ein Bild formte. Es war das Bild eines aufgedunsenen Körpers, der an einem Felsen im halbseichten Wasser des Flusses hängen geblieben war und dessen Extremitäten im Rhythmus der Wellen sanft auf und ab schaukelten. Im Hintergrund zwitscherte leise ein Vögelchen. Energisch schüttelte sie sich, um die Szene aus ihrem Bewusstsein zu verbannen.

»Wie ist sie denn gestorben?«, erkundigte sie sich vorsichtig.

»Wird wohl ertrunken sein«, grunzte Pepe, »wahrscheinlich war sie spazieren, ist in ihren hohen Schuhen gestolpert und irgendwo mit dem Kopf angestoßen, ehe sie abgestorben ist.« Er schlug mit der flachen Hand auf die Theke. »Fall abgeschlossen.«

Sie warf ihm einen angeekelten Blick zu, den er aber nicht wahrzunehmen schien. Er posaunte munter weiter abfällige Theorien durch den Raum, auf die sein Kumpel mit amüsiertem Glücksen reagierte. Luigi wandte sich ab.

»Noch eines?«, fragte er Alexandra und deutete auf ihr Weinglas, das sie übereilt in einem Zug leerte. Sie winkte ab und sah zu, dass sie das Weite suchte, ehe das Gesprächsniveau völlig ins Bodenlose fiel.

Gedankenverloren schlenderte sie durch die überschaubare Fußgängerzone. Was der Frau wohl widerfahren war? Freilich konnte man davon ausgehen, dass die Hälfte von Luigis Schilderungen nicht der Wahrheit entsprach. Er war bekannt dafür, gern ein wenig zu übertreiben. Und wenn er es von Giuseppe hatte, der es sicherlich wiederum von jemand anderem hatte, war wahrscheinlich noch viel weniger an der Geschichte dran, als man ihm zugestehen mochte. Doch das unangenehme Gefühl, das sich in ihrer Magengrube ausgebreitet hatte, wollte partout nicht mehr verschwinden. Ging tatsächlich ein Serientäter um, der Frauen ermordete? Musste sie sich Sorgen machen?

»Blödsinn«, rief sie sich selbst zur Vernunft, während sie auf die Dorfbäckerei Bonelli zusteuerte. Das dazugehörige Café war bis auf den letzten Platz besetzt, doch die Bäckerei selbst war leer. Ein Klingeln ertönte, und der Geruch von frisch gebackenem Brot strömte ihr entgegen.

»... trotzdem nicht weit genug. Sie hat angeblich ganz in der Nähe gewohnt. Es hätte also genauso gut eine von uns erwischen können.«

Die Verkäuferin, eine pummelige Dame, das langsam ergrauende Haar platinblond gefärbt, war gänzlich in ihr Telefongespräch vertieft.

»Francesco war mit der Angel draußen bei San Nicolò ... Ja, seit er in Rente ist, hat er das Fliegenfischen wieder für sich entdeckt. Jedenfalls wollte er gerade eine Forelle einholen, als sich das Wasser plötzlich blutrot färbte ... Wenn ich es dir doch sage! Er ist noch immer völlig verstört.«

Alexandra verzog unwillig das Gesicht. Da sollte noch einmal

jemand sagen, dass Italiener nicht zu Übertreibungen neigen. Sie räusperte sich, und die Bäckerin fuhr erschrocken herum. Sogleich würgte sie die Person am anderen Ende der Leitung ab und entschuldigte sich beinahe schon übertrieben höflich für ihre Unaufmerksamkeit.

»Sie haben es doch sicher auch schon gehört, oder?«, fragte sie zögernd und blickte Alexandra aus kleinen dunklen Augen erwartungsvoll an. Ihre Wangen glühten, so sehr brannte sie darauf, den neuesten Klatsch und Tratsch zu verbreiten. Doch Alexandra nickte schnell.

»Luigi hat es erwähnt, ja.«

»Grausam, so etwas.« Sie schüttelte nachdrücklich den Kopf, sodass sich eine der blonden Locken aus der Klammer löste und ihr in die Stirn fiel. »In einer Großstadt kann man das ja noch erwarten, aber hier? Hier bei uns?« Mit einer raschen Handbewegung schob sie die Strähne wieder zurück in die ursprüngliche Position. »Was hätten Sie denn gern?«, fragte sie dann und griff nach einer bereitliegenden Brotzange.

Eine Tüte mit Strucchi in der Hand, verließ Alexandra die Bäckerei. Die kleinen ravioliartigen Mürbeteigecken, gefüllt mit einer Mischung aus Nüssen, Rosinen und Grappa, verströmten einen herrlichen Duft, der ihr das Wasser im Mund zusammenlaufen ließ. Auch wenn die Nachricht von der toten Frau wie eine Sturmbö durch das knapp siebentausend Seelen zählende Dorf gefegt war und einen Hauch Unbehaglichkeit zurückgelassen hatte, war ihre schlechte Laune fast völlig verfliegen. Es lag sogar ein breites Lächeln in ihrem Gesicht, als sie über den gepflasterten Gehsteig zurück zur Casetta wanderte. Zwei ihr entgegenkommende Polizeibeamte musterten sie kritisch, als sie sich grinsend eines der Strucchi in den Mund schob.

ZWEI

Umständlich fummelte Commissario Medeot die Brille aus der Brusttasche seines eisencyanblauen Hemdes, setzte sie auf und beugte sich über den Seziertisch. Die Operationsleuchte, die über ihm hing, strahlte so hell, dass er blinzeln musste.

Es waren ein paar Monate vergangen, seit er sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum bei der Görzer Quästur der italienischen Staatspolizei begangen hatte, dabei kam es ihm vor wie gestern. Das gesamte Präsidium hatte dem Commissario ruolo ordinario eine Feier ausgerichtet, an die er sich sehr gern zurückerinnerte. Rasend schnell war seither die Zeit an ihm vorbeigebraust. Abgerissene Kalenderblätter, die sich auch mit Mühe nicht mehr zurückheften lassen wollten. Blätter, die stattdessen mit einem Hauch von Wehmut im Mülleimer landeten.

Seine lange und erfolgreiche Karriere hatte ihm viele schöne Erinnerungen beschert. Die Geburt eines Babys auf dem Rücksitz seines Streifenwagens, die Zusammenführung einer willkürlich getrennten Familie. Und einige unschöne Erfahrungen, an denen er stets, auch heute noch, zu wachsen versuchte. Doch so viel er auch gesehen und erlebt hatte, außergewöhnliche Fälle waren in der Provinz Görz eine erlesene Rarität. Umso mehr hatte ihn der Anruf überrascht, den er am Vorabend erhalten und für den er bereitwillig seinen Familienurlaub in San Benedetto del Tronto unterbrochen und sich umgehend in der pathologischen Abteilung des Ospedale di Gorizia eingefunden hatte. Je größer seine Euphorie geworden war, desto mehr war die Begeisterung seiner Ehegattin über den Umstand, dass er sie mit den beiden halbwüchsigen Streithähnen allein zurücklassen wollte, geschrumpft.

Er hatte ihr einen flüchtigen Kuss auf die Stirn gedrückt und sich mit seiner Lieblingsrechtfertigung verabschiedet: »Cui ch'al lavore in 'zoventùt al gjolt in vecjae«, nur wer in jungen Jahren arbeitet, kann seinen Lebensabend auch genießen. Die einzige

Reaktion seiner Frau war ein genervtes Verdrehen der Augen gewesen.

»Bearzot, bringen Sie mich auf den neuesten Stand«, wies er den jungen Inspektor an, der am anderen Ende des sterilen Raumes an den Lippen des Rechtsmediziners hing und sich eifrig Notizen machte.

»Sì, certo, Commissario«, erwiderte er und eilte herbei. Die Nervosität stand ihm ins Gesicht geschrieben; Medeot musste sich ein Schmunzeln verkneifen, wollte er den eifrigen jungen Polizisten nicht noch mehr verunsichern.

Zwar war die Erinnerung nicht mehr genauso glasklar wie einst, dennoch konnte er sich lebhaft an einige frühe Fälle seiner Dienstzeit erinnern, als alles noch so unglaublich aufregend gewesen war. Als Anfänger hatte man stets das Gefühl, dass man die Welt mit jedem noch so kleinen Kriminellen, den man seiner gerechten Strafe zuführte, ein Stück weit besser und sicherer machte.

Es würde noch eine Weile dauern, bis auch Bearzot sich der Tatsache bewusst wurde, dass die einzelne Verhaftung nicht mehr war als der viel zitierte Tropfen auf den heißen Stein. Es mochte anfangs schwierig erscheinen, doch wenn man sich dieses Faktums erst besann, konnte man am Ende auch akzeptieren, dass man nie ein herausragender Weltveränderer werden würde.

Bearzot blätterte durch seine Notizen.

»Das Opfer wurde heute gegen vierzehn Uhr im Uferbereich des Natisone gefunden, etwas südlich von San Giovanni. Eine Gruppe von Anglern hat bemerkt, dass sich zwischen einigen Felsen etwas verfangen hatte, und hat sie rausgeholt. Da der Wasserstand in diesem Gebiet relativ niedrig ist, können wir davon ausgehen, dass sie ein paar hundert Meter nördlich der Fundstelle in den Fluss geworfen wurde. Zwei Teams durchkämmen im Moment die Gegend.«

»Was wissen wir über das Opfer?«

Der Rechtsmediziner Di Maria ergriff das Wort. »Die Tote ist zwischen dreißig und fünfunddreißig Jahre alt, eins zweiundsechzig groß, um die fünfundfünfzig Kilo.«